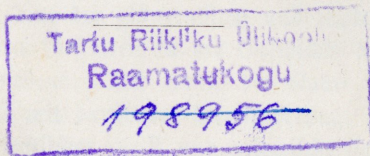


9984.

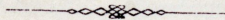
Est. A-15103

Otto Magnus von Stackelberg.

Geb. 25. Juli 1787, gest. 27. März 1837.



Sonderabdruck aus der „Neuen Dorptischen Zeitung“ 1837.



Dorpat.

Druck von C. Mattiejen.

1837.

Дозволено цензурою. — Дерптъ, 30. Юля 1887 г.

Est. A

Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu

33414

Am heutigen Tage sind hundert Jahre vergangen seit in Reval der Archäolog Baron Otto Magnus v. Stackelberg geboren wurde — ein hochbegabter Künstler und Forscher von bleibendem und verdienstem Ruhme, eine der glänzendsten und zugleich lebenswürdigsten Gestalten in der Geschichte des baltischen Geisteslebens. Und wenn der Name Stackelberg's überall mit dankbarer Bewunderung genannt wird, wo griechischer Geist und griechische Schönheit eine Pflegestätte gefunden haben, so geziemt es der Heimath besonders, ihres Sohnes heute dankbar zu gedenken.

Stackelberg's Vater starb früh, so daß die Erziehung des zarten Knaben, des jüngsten von 16 Geschwistern, der feinsinnigen Mutter zufiel, einer geborenen v. Dücker. An ihr hing der Sohn zeitlebens mit schwärmerischer Verehrung und hat die „süße Gewohnheit der Kindheit, der Mutter stets das Beste zu bringen“ nie aufgegeben. Noch 17 Jahre nach ihrem Tode widmete er sein großes Werk über die „Gräber der Hellenen“ „der unvergesslichen Mutter“. Nach zweijährigem Aufenthalte auf dem Pädagogium zu Halle, bezog Otto Magnus, erst 16 Jahre alt, die Universität Göttingen,

unterbrach seine Studien jedoch sehr bald, um mit zwei älteren Brüdern im Herbst des Jahres 1803 Süd-Deutschland, die Schweiz und Ober-Italien zu besuchen.

Die mächtigen landschaftlichen und künstlerischen Eindrücke dieser Reise trafen das empfängliche Gemüth des schnell heranreisenden Jünglings mit überwältigender Stärke. Er war, den Traditionen seiner vornehmen Familie entsprechend, für die diplomatische Laufbahn bestimmt und sollte sich für diese in Moskau vorbereiten. Aber unwiderstehlich entwickelte sich jetzt bei ihm die künstlerische Neigung und Begabung. „Immer dachte ich mir“, so schreibt er damals, „das Leben am Liebsten als eine Reise und besonders schön, wenn man da sich selbst den Weg suchen mußte und ihn fände“. Sein Wunsch wurde erfüllt. Wenn auch zögernd und schweren Herzens willigte die Mutter zunächst in die Rückkehr nach Deutschland, später auch in die ungewohnte Künstlerlaufbahn.

In vollen Zügen genoß jetzt Stackelberg zwei Jahre in Göttingen den Zauber eines ideal gerichteten Studentenlebens. Daß Pinsel und Palette nicht rasteten, versteht sich von selbst, aber auch mit philologischen, historischen und archäologischen Studien begann er sich ernstlich zu beschäftigen. Nachdem er sodann ein halbes Jahr in Dresden ausschließlich gezeichnet und gemalt hatte, wanderte er im Sommer 1808 gemeinsam mit H. Voelfen, dem späteren Professor der Archäologie in Berlin, zu Fuß nach Rom.

Die ewige Stadt litt damals schwer unter dem

Drucke der Napoleonischen Herrschaft. Den einzigartigen Schmuck von Raphael's Fresken konnte ihr der französische Gewaltherrscher zwar ebenso wenig nehmen, wie die Schönheit ihrer Umgebung, und Stadelberg's Mappen füllten sich schnell mit Landschaftsstudien und mit Skizzen nach Raphael. Auch eigene Compositionen entstanden, unter denen der Carton einer Madonna, der zwei Engel das Christkind bringen, von Kennern gerühmt wird. Aber die Meisterwerke der antiken Sculptur waren nach Paris entführt, und da bei Stadelberg immer stärker ein wahlverwandter Zug zur Antike sich herausbildete, so mögen gerade die traurigen Zustände Italiens dazu beigetragen haben, ihn möglichst schnell Griechenland, dem Lande seiner Bestimmung, zueilen zu lassen.

Als der dänische Philolog Broendsted, der Nürnberger Architect Haller v. Hallerstein und der schwäbische Landschaftsmaler Link eine gemeinsame Expedition nach Griechenland rüsteten, um die dortigen Ruinenstätten genauer, als es bisher geschehen war zu untersuchen, schloß sich Stadelberg ihnen mit Freuden an und übernahm es, für die geplante Gesamtpublication die landschaftlichen Zeichnungen zu liefern.

Eine congenialere Aufgabe hätte ihm nicht werden können. Während eines vierjährigen Aufenthaltes in Griechenland in den Jahren 1810—14 bereiste er Attika und Böotien, Phokis, Thessalien und den Peloponnes. Auch nach Klein-Asien ging er hinüber, um namentlich die Ruinen von Troja, Ephe-

fus, Smyrna und Pergamon kennen zu lernen. Mit unermüdlichem Fleiße, feiner künstlerischer Auffassung und großem technischen Geschicke machte er überall landschaftliche Aufnahmen. Von nicht wenigen Puncten Griechenlands bieten Stadelberg's „Vues pittoresques“ noch heute die einzige oder doch beste Anschauung.

Aber in diesen Landschaftsstudien erschöpfte sich keineswegs sein rastloser Geist. Einer der Ersten hat er es verstanden, das alte Griechenland im neuen aufzusuchen, und indem er Gebräuche und Trachten, Lieder und Melodien des gegenwärtigen Volkes sammelte, benutzte er sie, um unserer Vorstellung von Alt-Hellas Leben und Farbe zu geben. Ja, alles Griechische an sich, kann man sagen, war ihm etwas Hohes und Verehrungswürdiges; es zu bewahren, sich anzueignen, Anderen zu vermitteln, gleichmäßig Genuß und Pflicht.

Getrieben von diesem aus Enthusiasmus geborenen Pflichtgeföhle beschrieb und maß Stadelberg griechische Ruinen, auch wenn sie künstlerisch ohne Reiz waren und copirte mühselig mehr als hundert zum Theil umfangreiche Inschriften in sein Tagebuch, obgleich er ihren Inhalt zum Theil gar nicht verstehen konnte.

In voller Uebereinstimmung mit der selbstgewählten Aufgabe findet sich hingegen das Talent des Künstlers bei dem umfassendsten Werke, das er auf griechischem Boden vorbereitet hat: den „Gräbern der Hellenen“. Indem Stadelberg zuerst planvoll Inhalt und Schmuck griechischer Gräber schilderte,

hat er den Ausblick auf ein unerschöpfliches Meer von Schönheit eröffnet. Aus seinen Zeichnungen hat man zuerst in Europa den wehmüthigen Zauber attischer Grabreliefs kennen gelernt und die Lieblichkeit jener bunten Thonfiguren, deren schönste Vertreterinnen jetzt als „Tanagraer“ bei uns heimisch geworden sind. Indem er ferner zuerst größere Reihen bemalter Vasen abbildete, die in Griechenland selbst gefunden waren, schuf er den sicheren Maßstab, um unter den fast zahllosen in Italien gefundenen Thongefäßen den griechischen Import auszuscheiden. In dieser und anderer Hinsicht haben die „Gräber der Hellenen“ geradezu Richtung gebend auf die Archäologie gewirkt. Bis zur Publication der „Sammlung Saburow“ standen sie einzigartig da; auch heute sind sie noch ein fundamentales Quellenwerk.

Auch wissenschaftliche Unternehmungen können unter einem guten oder bösen Sterne geboren werden. Ein wahres Sonntagskind der Archäologie, was die Vollständigkeit des Gelingens und die schwungvoll poetische Art der Durchführung betrifft, ist die Ausgrabung des Apollo-Tempels bei Phigalia, der Stadelberg recht eigentlich die Begründung seines Ruhmes verdankt. Es war gerade vor 75 Jahren, als in dem stillen arkadischen Hochlande ein ungewohntes Leben erwachte. Wohl waren während der letzten Jahrzehnte schon öfter einzelne Reisende in die Gegend gekommen, um die einsame Tempelruine bei Phigalia zu besuchen, jetzt aber erschien ein ganzer Zug von „Franken“, die sich zu längerem Aufent-

halte niederließen, Laubhütten und Zelte in der Nähe des Tempels errichteten und nach und nach über hundert Arbeiter aus den benachbarten Dörfern um sich sammelten. Es waren Bröndsted, Stackelberg und ihre Freunde, die den Plan gefaßt hatten, den 16 Fuß hohen Trümmerhaufen, der die Stelle des Tempels bezeichnete, aufzuräumen und besonders einem Relieffries nachzuspüren, von dem sich Proben gefunden hatten. Der Erfolg war glänzend. Jener Fries, der den Kampf der Griechen gegen Amazonen und Kentauren darstellte, kam zerbrochen, aber in seiner vollen Ausdehnung von über 100 Fuß zu Tage und erwies sich als eines der geistvollsten und lebendigsten Werke aus der Blüthezeit des V. Jahrhunderts v. Chr. Während der ganzen Dauer der Ausgrabung herrschte der ungezwungenste und heiterste Verkehr mit der Bevölkerung, die unablässig zum Besuche herbeiströmte und oft bis in die Nacht hinein sich an Gesang und Tanz ergötzte. So fand Stackelberg auch für seine Volksstudien reiche Ausbeute, während seine Hauptarbeit die Zusammensetzung und Zeichnung der Reliefs bildete, deren Herausgabe die Freunde ihm überließen. Als Ende August die Ausgrabung feierlich mit einem großen Volksfeste geschlossen war, steckte man die Niederlassung in Brand. Ich selbst, schreibt Stackelberg, zündete meine Hütte zu hellen Flammen an und weidete mich noch herzlich am prächtigen Anblicke der letzten Freude, die sie mir in diesem poetischen Aufenthalte gewährte, und dann sah ich sie plötzlich hinter mir verschwinden, wie all' die glückliche, for-

genlose Zeit unseres arkadischen Lebens!" Der sinnige, für Stackelberg überaus charakteristische Plan, bei dem Apollo-Heiligthume eine Capelle der heiligen Apollonia zu stiften und dadurch die Wiederkehr festlicher Freuden bei dem verlassenen Tempelhause zu begründen, scheiterte leider am Widerstande des türkischen Pascha.

Die griechische Reise bezeichnet zweifellos den Höhepunct in Stackelberg's Leben. Als er im Mai 1814 „von dem classischen Boden, von seinen besten Freunden, von der vier Jahre lang tief empfundenen Poesie des Lebens" Abschied nahm, trug er in den Zeichnungen zu den „Gräbern“, zum „Apollo-Tempel“, den „Trachten und Gebräuchen der Neugriechen“ und den „Vues pittoresques“ einen kostbaren und damals ganz einzigartigen Schatz mit sich, dessen Ausmünzung die ganze zweite Hälfte seines Lebens in Anspruch nahm.

Leicht errungen war er freilich nicht. Denn eine Reise nach Griechenland war damals nicht eitel Poesie, noch weniger eine Lustfahrt, sondern ein ernstes Wagniß. Die Communicationsmittel waren äußerst primitiv, die sanitären Verhältnisse elend, ja selbst die einfachste Sicherheit des Leibes und Lebens fehlte, indem der Reisende gleichmäßig der Willkür türkischer Paschas und griechischer Räuberbanden ausgesetzt war. Fast nichts ist Stackelberg erspart geblieben, was einen Reisenden Widriges treffen kann. Wiederholt brachte ihn schwere Krankheit an den Rand des Grabes; gleich im Anfange der Reise litt er Schiffbruch, und als er sich schon zur Heimkehr rüstete, fiel er bei

Cuböa in die Hände albanesischer Piraten, die seinen Tod schon beschlossen hatten, als Haller unerwartet mit einem Lösegelde von 10,000 Piaſtern erschien und durch klug und energisch geführte Verhandlungen den Freund rettete.

Nur eine ächte und ungewöhnlich starke Begeisterung für Kunst und Wissenschaft konnte dazu führen, derartige Mühsal auf sich zu nehmen, namentlich, wenn, wie es bei Stackelberg der Fall war, die Heimath ein bequemes, ja glänzendes Leben darbot. Aber er achtete dies für Nichts gegenüber der künstlerischen Anregung, die er dauernd nur im Süden zu finden glaubte.

Nach zweijährigem Aufenthalte bei der Mutter und den Geschwistern kehrte er im Jahre 1816 nach Rom zurück, das bis zum Jahre 1828 sein ständiger Wohnsitz blieb. Hier, im Mittelpuncte aller künstlerischen und kunstwissenschaftlichen Bestrebungen, verlebte er glückliche Jahre. Der geistvolle Mann mit den feinen weltmännischen Formen, dessen Urtheil so mild und doch so treffend war und der vor Allem so hinreißend von der Herrlichkeit Griechenlands zu erzählen wußte, die er mit eigenen Augen geschaut hatte, spielte eine hervorragende Rolle in der Römischen Gesellschaft. Unter den neu gewonnenen Freunden stand der Hannover'sche Legationssecretär Restner, der Sohn von Werther's Lotte, Stackelberg's Herzen besonders nahe, während der Archäolog Ed. Gerhard auf seine wissenschaftlichen Arbeiten einzuwirken suchte.

Diese bestanden in der wissenschaftlichen Bearbeitung der griechischen Zeichnungen, und zwar zunächst

in der Herstellung eines Textes zu dem Werke über den Apollo-Tempel. Man erkennt heute leicht, daß Stackelberg dazu weder eine genügende philologische Vorbildung besaß, noch etwa ein angeborenes Talent, das über diesen Mangel leicht hinweggeholfen hätte. Aber es wäre absolut verkehrt, wenn man glauben wollte, den Künstler habe die Eitelkeit gekitzelt, auch einmal den Gelehrten zu spielen. Vielmehr war eine feste Methode archäologischer Forschung damals noch keineswegs ausgebildet, und die Fachgelehrten, wie Gerhard, blickten mit Bewunderung auf Stackelberg, dessen überlegenem Kunstsinne sie sich willig beugten.

Diesem selbst war die ungewohnte Aufgabe eine beständig drückende Last und — halb mit Beklemmung, halb mit Bewunderung der Gewissenhaftigkeit — sieht man den schriftstellernden Künstler Jahre lang mit Stoff und Form ringen, immer wieder erwägend, bessernd, feilend.

Und zu alle Dem forderte die Herausgabe dieses, wie der späteren Werke auch noch bedeutende pecuniäre Opfer. „Durch dieses Werk, schreibt er, bin ich in große Auslagen gerathen und habe dazu Alles wieder angewandt, was der Kaiser mir in Gnaden vergütet hat, nämlich die volle Summe des Lösegeldes“. Mit Befriedigung hört man, daß wenigstens die Zeitgenossen den „Apollo-Tempel“ mit fast ungetheiltem Beifalle aufnahmen.

Da der römische Freundeskreis sich zu lichten begann, so dachte Stackelberg nach Vollendung dieses Werkes ernstlicher als seit Jahren an die Rückkehr

in's Vaterland. Noch einmal hielt ihn aber die alte Entdeckerfreude in Italien fest, als bei Tarquinii Grabkammern mit etruskischen Malereien aufgefunden wurden, die sichtlich unter griechischem Einflusse entstanden waren. Er eilte mit Restner an Ort und Stelle, veranstaltete mit Erfolg weitere Nachgrabungen — eine der Kammern wird noch heute nach ihrem Entdecker „Grotta del Barone Stackelberg“ genannt — und copirte die umfangreichen und zum Theil schönen Compositionen, bevor sie durch den Zutritt von Luft und Licht geschädigt wurden. Wohl in Folge der angestregten Arbeit in den feuchten Grabgewölben befiel ihn aber ein schweres typhöses Fieber: an die nordische Reise war vorläufig nicht zu denken und erst im Herbst des Jahres 1828 verließ Stackelberg den classischen Boden, der ihm zur zweiten Heimath geworden war.

Es war die stille Zeit vor der Juli=Revolution, das Interesse an Kunst und Wissenschaft durch die romantische Schule besonders erregt, als er nach Deutschland kam. Die Aufnahme, die er hier in den verschiedensten Kreisen fand, war überaus glänzend; kein Wunder, da er das Gewicht seiner zweifellosen künstlerischen und wissenschaftlichen Verdienste durch den Zauber einer vollendet liebenswürdigen Persönlichkeit verstärkte. Am sächsischen und badi-schen Hofe war der haltische Edelmann ein gefeierter Gast; Goethe hielt ihn Tag auf Tag in Weimar zurück, um seine Unterhaltung noch länger zu genießen; die Berliner Akademie der Wissenschaften wählte ihn zum ordentlichen Mitgliede. In Dresden bot man

Stackelberg die Leitung des Antiken-Cabinetts, in Berlin das Directorat des Museums an; die Universitäten Heidelberg und Göttingen wünschten ihm Professuren zu übertragen — Anerbietungen, die er in richtiger Selbsterkenntniß sämmtlich ablehnte. Vielmehr ließ er sich zuerst in Mannheim, später in Dresden nieder und wirkte dort in edelster Muße für das Verständniß des Hellenthums und die Pflege feinführender Kunstbetrachtung.

Noch war der Text zu den Gräbern nicht abgeschlossen, unvollendet auch ein mythologisches Lehrgedicht, an dem Stackelberg jetzt mit Vorliebe arbeitete, ohne doch dabei den poetischen Naturlaut treffen zu können, der durch seine Briefe und Tagebücher klingt — da brach dieser reiche Geist vorzeitig und jäh zusammen: im Jahre 1833 traf ihn ein Nervenschlag, und vorübergehende Besserung konnte über den traurigen Ausgang, der bevorstand, nicht täuschen.

Als Kaiser Nikolai im Jahre 1835 alle seine Unterthanen nach Rußland zurückrief, folgte auch Stackelberg dem Befehle, aber nur ein körperlich und geistig gebrochener Mann sah die Heimath wieder. Nach zwei Jahren hatte er die „Reise“, als die der Jüngling so gern das Leben angeschaut, vollendet. Wo in Regel, „halb verhüllt von den tief herabhängenden Zweigen schöner Bäume, ein Tempel sich in den edelsten Verhältnissen altgriechischer Kunst erhebt“, dort fand an der Seite der geliebten Mutter auch Otto Magnus die letzte Ruhestatt.

Durch manch liebliches Thal, das zum Verweilen einlud, hatte der selbsterwählte Weg geführt — hinan

zu lichten Höhen mit weitem Ausblick, und dauernde Werke schmückten die durchwanderte Strecke. Aber auch in diesem sonst so glücklichen Leben fehlte es nicht an einem tragischen Conflict. Schlicht und wahr bezeichnet ihn Stackelberg selbst mit den Worten: „Mit südlichen Gaben ward ich im Norden geboren; zwischen Herz und Geist ist dadurch ein Streit in mir entstanden, den ich vermitteln muß, so gut es geht“. Der Süden hatte es ihm angethan und ihm das Auge gegen die stillen Schönheiten der Heimath verschlossen. „Armes Vaterland“, klagt er bei'm zweiten Abschiede, „wie einförmig sind deine Ebenen voll Saatsfelder, Wiesen, Moräste und Wälder! Es giebt doch nichts Unmalerischeres als einen solchen Tannenwald, starrzweigig, gradstämmig, gleichförmig. Und neben der Tanne steht hier, von dem frostigen Nordwinde durchschauert, die zitternde Espe. Lebwohl mein Vaterland! Ewig schweigt du dem Dichter und Maler!“

Aber war es wirklich der frostige „Nordwind?“ War es nicht vielmehr das mangelnde Verständniß für sein Streben, sein Können, das ihn so kalt anwehte und wegtrieb? Man hatte den aus Griechenland Heimgekehrten mit großen Auszeichnungen empfangen. Aber alle diese Auszeichnungen galten dem Edelmann, dem berühmten Reisenden, nicht dem Künstler! „Was soll aber ein Gärtner unter Ackerleuten? Wie werden sie ihn empfangen, wenn er mit seinen Rosen auf ihre Kartoffelfelder kommt?“ Stackelberg hatte Recht, seines Bleibens war nicht hier.

Er hat aber deshalb nie aufgehört, die Heimath mit der vollen Zartheit seines Empfindens zu lieben, zu

hoffen, daß es einst gelingen werde, „auch in dem starren Norden schöpferische Funken zu wecken“. Die schöne Sammlung von Kunstwerken, die er zusammengebracht, wünschte er in der Heimath aufgestellt zu sehen: „in der Nähe der Meinen, zu ihrer und meiner Landsleute Freude und Nutzen. Ein Andenken an mich, wenn dieses Daseins Ende erreicht ist“. Die Sammlung ist zerstreut, aber das Andenken ist ihm geworden. In immer weitere Kreise dringt erwärmend und erhebend das Verständniß für griechische Schönheit und für ihren ersten Propheten auf baltischem Boden: Otto Magnus v. Stackelberg.

G. L.

